

**MAGDA DONATO**

**EIN MONAT UNTER GEISTESKRANKEN**

**DAS LEBEN IN EINER  
NERVENHEILANSTALT FÜR FRAUEN**

Aus dem Spanischen übersetzt von Katharina Maly

(...)

– Ja, Herr Doktor, ich versichere es Ihnen; ich fürchte, ich werde wahnsinnig, ich nehme die ersten Symptome wahr.

– Na, das werden wir gleich sehen... Sie scheinen in bewundernswerter Verfassung zu sein.

– Dem Anschein nach vielleicht..., doch ich leide unter Schlaflosigkeit und Alpträumen...

– Nehmen Sie ein leichtes Abendessen zu sich.

– Manchmal habe ich sogar Lust mich umzubringen...

– Irgendeine Affäre, ganz offensichtlich.

– Wenn ich auf einen Balkon trete, wird mir schwindlig.

– Ziehen Sie in ein tiefes Stockwerk.

– Dann denken Sie also nicht, Herr Doktor, dass ich irgendeine spezielle Behandlung brauche, eine Erschöpfungskur...?

– Das schadet nie; arbeiten Sie eine Zeit lang nicht...

– Dass ich mich zurückziehen sollte...

– Das gerade nicht, im Gegenteil: Lenken Sie sich ab, gehen Sie regelmäßig ins Kino, ins Theater, und wenn Sie sich an diesen Orten langweilen, nehmen Sie an parlamentarischen Sitzungen teil.

Ach! Diese optimistischen, jovialen und wohlwollenden Ärzte. Eine Schande für die Medizin!

– Schlaflosigkeit also? Allerhand, allerhand! Und wenn Sie schlafen, Albträume!

– Schreckliche!

– Berühren Sie Gegenstände für gewöhnlich drei Mal?

– Nur drei? Sechs oder sieben Mal!

– Zählen Sie die Stufen im Haus?

– Eine nach der anderen.

– Sind Sie abergläubisch?

– Huch! Jedes Mal wenn ich einen Spiegel zerbreche, bereitet mir das Kummer.

– Plötzliche Stimmungsschwankungen?

– Alle zehn Minuten.

– Unangemessene Ausbrüche von Traurigkeit und Freude?

– Wenn ich nicht lauthals singe, weine ich hemmungslos.

– Und sagen Sie..., sagen Sie..., gibt es irgendeinen Fall in Ihrer Familie?

– Einen? Vier, Herr Doktor. Vier Geisteskranke, aber von der tobsüchtigen, vollkommen verrückten Sorte.

Die Wahrheit ist, dass ich die Konversation nicht wortwörtlich wiedergebe; aber so in etwa hat sie stattgefunden.

Und mithilfe dessen, was mir der Arzt unbewusst in den Mund legte (wie die gutgläubigen Kunden der Somnambulen und Kartenlegerinnen) und was ich in den Tagen davor recherchiert hatte, muss ich gestehen, dass es nicht so schwierig war wie befürchtet, das Gespräch an seinen gewünschten Punkt zu lenken:

– Was würden Sie zu einem kurzen Aufenthalt in einer...? Also gut, Sie sind eine sehr intelligente Frau..., eine tapfere Frau...

– Sprechen Sie, Herr Doktor, ich bin zu allem bereit.

– Einem kurzen Aufenthalt in einer... in einer...

– Nervenheilanstalt? (...)

\*\*\*

Träume... Albträume... Deutungen... Abneigungen... Vorlieben... Kindheitserinnerungen...

Ach, Freud! Was haben sie mich in deinem Namen gequält!

Es gibt Fragen, auf die ich nicht antworten will oder kann und andere – so viele! –, auf die ich keine Antwort weiß.

Ich schwanke zwischen zwei Befürchtungen: Nicht abnormal genug zu wirken und es allzu sehr zu tun.

Und jedes Mal, wenn ich „meine Peiniger“ einige Notizen auf diese schrecklichen Blätter machen sehe,

die zwischen ihren gedruckten Zeilen ein lebendiges Wesen einzusperren versuchen – wie einen Schmetterling, der mit einer Stecknadel auf Kork aufgespießt wird – muss ich mich gewaltsam zurückhalten, um nicht zu schreien: „Nein! Schreiben Sie das nicht! Es ist nicht wahr! Ich habe das niemals empfunden!“

Die Würze liegt in der Abwechslung – im Vergnügen wie in der Folter – und um mich von der Befragung und den Blättern zu erholen, gehen wir zum „Rorschachtest“ über.

– Was sehen Sie hier?

– Was soll ich sehen? Ich sehe ein paar schwarze, rote, graue Kleckse, die durch das Umfallen verschiedener Tintenfasschen zustande gekommen sein dürften und nichts, aber auch gar nichts darstellen.

Doch wenn sie auch nichts für mich darstellen, die ich – und ich bin wirklich froh, das sagen zu können! – ein beneidenswertes nervliches und geistiges Gleichgewicht genieße, so sagen sie wahrscheinlich viel für diejenigen aus, die nicht in meiner Situation sind.

Und deswegen ist es auch unbedingt notwendig, etwas in diesen Klecksen zu sehen.

Ich zermartere mir das Hirn, wie ich es tue, wenn mir ein Artikel nicht gelingen will; doch vergeblich, ich sehe nichts, absolut nichts. Als sie mir das dritte Bild zeigen, rufe ich endlich triumphal: „Ah! Das sieht aus wie eine Fledermaus.“

In Gesprächen mit einigen meiner „Kolleginnen“ werde ich später überrascht davon sein, was sie in

diesen Klecksen zu sehen vermochten und wie effizient diese Vorgehensweise vermutlich ist. Für den Moment beschränke ich mich darauf, diese ganze deutschsprachige Psychiatrie still zum Teufel zu schicken, schließlich darf man nicht laut sagen, dass diese „Tests“ teutonischen Ursprungs sind.

Und ich kompensiere diesen bedauerlichen Misserfolg als die Befragung fortgesetzt wird, indem ich wild durcheinander die absurdesten Geständnisse von mir gebe.

Ich vermute, dass einige meiner Antworten der Eisdusche oder Zwangsjacke würdig gewesen wären, vielleicht hätte ich es dafür aber auch einfach nur verdient, für einen Spaziergang an die frische Luft geschickt zu werden.

„Psychopathische Persönlichkeit“ sagt mein medizinisches Gutachten. Aber ich serviere ihnen eine ganze Auswahl an psychopathischen Persönlichkeiten, einen wirklich verrückten Cocktail. Und wie die beiden Ärzte unter sich Eindrücke austauschen, schnappe ich mit Genugtuung das Wort „interessant“ auf.

Doch nachdem sie in mir Anzeichen von Ermüdung feststellen, wird die weitere Befragung auf einen anderen Tag verschoben und ich werde auf die „Abteilung“ geführt. (...)

### **Die mysteriöse Station**

Am Ende der Station im Erdgeschoss, die der dritten Klasse, befindet sich eine kleine Tür, die immer verschlossen ist. Was ist da, hinter dieser Tür?

Diese Frage habe ich oft gestellt und jedes Mal die Antwort erhalten: „Eine Station wie die anderen auch, mit ebensolchen Zimmern.“

Und in dieser Antwort habe ich immer diesen gewissen Tonfall nachsichtiger Überlegenheit wahrgenommen, in dem man mit Kindern spricht... und mit Kranken; dieser Ton, an den ich mich langsam gewöhne.

Tagelang lauerte ich der Gelegenheit auf; immer, wenn ich an der kleinen beunruhigenden Tür vorbeiging, war sie natürlich verschlossen, wie alle anderen Türen.

Eines Tages endlich stand sie einen Spalt offen... als ich gerade alleine war! – von meiner Aufseherin freilich abgesehen. Und ich trug den hübschen Stoffbeutel, von dem ich mich während meines Aufenthalts im Sanatorium keinen Moment trennte, in dem ich meine Arbeit aufbewahrte... und meinen Fotoapparat.

Nachdem ich die Krankenschwester mit dem förmlichen Versprechen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, aufs Zimmer geschickt hatte, um einen vergessenen Gegenstand zu holen – das war eines der wenigen Male, dass ich mir durch meine Friedfertigkeit einen derart außergewöhnlichen Vertrauensbeweis verdiente – konnte ich die Schwelle der mysteriösen Tür überschreiten. Dieselbe Aufregung muss die siebte Frau

von Blaubart empfunden haben, als sie das Gemach ihrer erwürgten Vorgängerinnen betrat.

...

Tatsächlich: Dahinter liegt nur eine Station und auf dieser Station gibt es Zimmer; bloß sind sie nicht wie all die anderen. Diese Zimmer gleichen keinem anderen.

Später werde ich – im Nachhinein – die näheren Details zu diesem Bereich des Sanatoriums erfahren und verstehen, dass die Station nicht so unbewohnt ist, wie man glauben möchte, selbst wenn die Zimmer, von dreien oder vieren abgesehen, leer scheinen und ihre Türen offen stehen.

Ich werde verstehen, dass diese Station nicht nur für eine besondere Gruppe von Kranken bestimmt ist. Eine Patientin, die sich um drei Uhr nachmittags ruhig und freundlich mit mir unterhält, muss um acht Uhr abends vielleicht hierher geführt werden, um einige Tage in diesen Zimmern zu verbringen, die sich nicht nur als traurig sondern tragisch erweisen; weniger auf Grund dessen, was in ihnen ist, als was da nicht ist.

Was da nicht ist, sind Möbel.

Ich wusste bereits, dass es auch in den anderen Zimmern, den relativ normalen Zimmern wie meinem, häufig vorkommt, dass über Nacht alle Möbel entfernt werden müssen. Ich wusste bereits, dass ich als ruhige Patientin, der niemals „die Möbel über Nacht weggenommen werden“ müssen, Teil einer privilegierten Minderheit bin.

Nun erfahre ich jedoch, dass diese Vorsichtsmaßnahme nicht immer ausreicht.

In diesen Zimmern gibt es nur ein Bett, ein niedriges Bett, dessen Eisenbeine am Boden festgenagelt sind; in manchen befindet sich neben dem Bett ein „Dauerbad“<sup>1</sup>.

Eines der Betten hat keine Laken und ich sehe seine Matratze; das heißt, ich sehe seine drei Matratzen, oder noch genauer seine dreigeteilte Matratze. Diese Sonderanfertigungen sind für Kranke bestimmt, die sich selbst völlig vergessen haben. Dank dem klugen und unbedenklichen System der Dreiteilung (Wachstücher und wasserdichte Decken sind schädlich) verliert man jede Nacht nur ein Drittel.

So wie diese drei Matratzen die Besonderheit mancher Zimmer ausmachen, lassen sich andere durch ihre Wände charakterisieren, die bis zur Höhe von ein paar Metern mit Zement verputzt sind.

In einem anderen wiederum befindet sich die Fensterluke sehr hoch oben und die Heizungsrohre führen direkt unter der Decke in die Wand, damit man durch sie auch nicht den dünnsten Strick durchfädeln kann, um sich... aufzuhängen. Es ist das Zimmer der Suizidgefährdeten; das bedeutet, es ist das Zimmer, in dem der Selbstmord nahezu unmöglich ist.

Die Türen von zwei oder drei Zimmern sind verschlossen; ich nähere mich einem davon auf Zehenspitzen und spähe durch den „Spion“. Auf dem Bett liegt eine Form, die man kaum menschlich und schon gar nicht weiblich nennen kann. Ihr Kopf ist zur



Tür gerichtet und ihr fester Blick lässt mich zurückweichen.

Sonst nichts, nur das habe ich auf der mysteriösen Station gesehen: ein paar kleine, fast leere Zimmer, zementverputzte Wände, Fensterluken, die sich hoch oben befinden, Rohre, die nahe der Decke in die Wand führen – all das ergab für mich in diesem Moment keinen Sinn – und einen starren Blick, der mich nicht einmal sehen konnte.

Nicht mehr; doch es war genug, um mir mit einem Mal die ganze schaurige Tragödie vor Augen zu führen, die eine Nervenheilanstalt in sich bergen kann.

Und es war genug, um von der mysteriösen Station zu fliehen. (...)

### **Doña Pascuala und ihr Liebesroman**

„Sie machen einen guten Eindruck auf mich“, hat mir Doña Pascuala gesagt. Und ich habe geantwortet: „Und Sie auf mich.“

Freilich gibt es gute Gründe, warum ich auf Doña Pascuala „gut“ wirke, aber nicht weniger gibt es umgekehrt, warum sie auf mich „gut“ wirkt.

Doña Pascuala ähnelt keiner der anderen Patientinnen, sie wirkt nicht „krank“. Ist es möglich, dass sie es vielleicht doch ist?

Wenn ich sie sehe, mit ihr spreche, dann kann ich am leichtesten nachvollziehen, warum ich nach zweiwöchigem Aufenthalt hier noch immer unter ärztlicher Beobachtung stehe. Wenn Doña Pascuala als krank

eingestuft werden kann, kann ich das auch, genauso wie jede andere.

Ich erinnere mich nicht, jemals eine normalere Frau kennengelernt zu haben als diese großartige Frau in ihren Fünfzigern, der perfekte Prototyp einer Spanierin aus der Mittelschicht.

Wenn Doña Pascuala über irgendeine Patientin spricht und ihre „Angelegenheiten“ mit verständnisvollem Mitgefühl entschuldigt: „Die Arme! Sie ist durcheinander!“, würde es mir nicht in den Sinn kommen auch nur zu lächeln.

Und wenn ich sie frage, warum sie hier ist, erzählt sie mir weder von einem Irrtum noch von Verfolgung. Sie antwortet mit einem sehr großen Schmerz, doch voller Würde: „Sie wissen ja, wie das Leben so spielt..., Familienzwickigkeiten.“ Doña Pascuala ist in der Nervenheilanstalt gelandet, wie eine Frau im Gefängnis landen könnte, die Brot gestohlen hat, um ihren Kindern zu essen zu geben.

Dennoch leidet Doña Pascuala schrecklich unter ihrer Internierung..., was jedoch normal ist. „Ich habe eingewilligt in ein Sanatorium zu gehen. Ich selbst war mir ja dessen bewusst, dass ich auf mich aufpassen sollte, das haben mir ja alle gesagt. Aber ich habe es mir nicht so vorgestellt, ich hatte ja keine Ahnung wie es sein würde. Als ich dann aber sah, dass sie meine Kleidung durchsuchten, dass sie mich einsperrten... wie bin ich da erschrocken!“

Der Schrecken, den es ihr versetzte, kommt meinem gleich, mit einem Überraschungseffekt als Draufgabe.

Wir tauschten auch Eindrücke über das Aufnahmegespräch aus. Seltsame Sache: In den berühmten „Tests“, mit ihren für mich bedeutungslosen Klecksen sah Doña Pascuala viele Bilder, besonders deutlich erkannte sie „einen Mönch, der sich am Tisch abstützt“. Doña Pascuala hat also eine größere Vorstellungskraft als ich.

Die größte Qual besteht für Doña Pascuala darin, nicht zu wissen, wann sie entlassen wird. Sie stellt ihrer Familie die Frage, wann immer sie zu Besuch ist, den Ärzten, dem Direktor, den sie von Zeit zu Zeit um eine Unterredung bittet, um „die Dinge klarzustellen“. Doch ohne Ergebnis, sie verbleibt in dieser schmerzvollen Ungewissheit.

Auch ich befrage die Krankenschwestern und Ärzte sooft wie möglich nach Doña Pascuala. (...) Die Ausflüchte der Ärzte (die bezüglich ihrer Patientinnen wenig explizit sind, wenn sie mit dieser anderen Patientin sprechen, die so neugierig, so außergewöhnlich neugierig ist) haben mir gereicht, um ein Geheimnis zu wittern, das womöglich weniger im Gehirn und den Nerven von Doña Pascuala als in ihrem Leben begründet ist.

Es ist in ihrem Leben und in ihrem Herzen verborgen.  
(...)

Und langsam, ganz langsam habe ich Doña Pascuala aus ihrer Reserve gelockt.

„Mein Ehemann... wollte kein Dienstmädchen... und ich war immer alleine..., immer gelangweilt..., habe so

viel durchlebt..., ja, ich hasse ihn, ich gebe es zu, außerdem ist er viel älter als ich..., ich will nicht zu ihm zurück..., ich glaube, da würde ich lieber hierbleiben; wenn es deswegen ist, warum sie mich einsperren...“

Es ist nicht deswegen; im Leben von Doña Pascuala gibt es noch mehr als ihre Enttäuschung als sensible Frau, ihren Groll gegenüber einem verständnislosen und brutalen Ehemann; da ist... ein anderer Mann.

„Aber es ist niemals etwas zwischen uns geschehen, das schwöre ich Ihnen! Wir lieben uns einfach.“

Deswegen ist Doña Pascuala also hier? Der Roman stellte sich recht einfach dar, in seiner ganzen, ungeheuerlichen Schlichtheit: die Frau, die sich in einem kritischen Alter verliebt und der rachsüchtige Mann, der sich aus Angst vor einem Skandal mit den Söhnen zusammentut, um sie in ein Irrenhaus zu sperren. Und die Ärzte?... Instrumente des Komplotts oder Komplizen? (...)

\*\*\*

Wir haben uns so eng angefreundet, dass mir Doña Pascuala eines Tages den größten Vertrauensbeweis schenkt, zu dem sie fähig ist: Sie händigt mir einen Brief aus, damit ich ihn der ersten Person aus meiner Familie gebe, die mich besucht und die sich bereit erklärt, ihn dem Adressaten zukommen zu lassen.

Und in diesem Brief, geschrieben von der besonnenen, sympathischen und ehrlichen Bürgerin, finden sich Sätze wie dieser:

„Wenn du am Donnerstag kommen kannst, werde ich dich am Flughafen Cuatro Vientos erwarten und wir können im Flugzeug davonfliegen, mit dem Piloten ist alles abgesprochen. Falls nicht, belassen wir es bei Samstagnacht... Komm um eins... Ich habe das Schloss geschmiert... Der Arzt ist einverstanden und wird die Aufseherin ablenken, während wir aufbrechen...“

\*\*\*

Das und vieles mehr hat Doña Pascuala in diesem und all den anderen Briefen geschrieben, die sie täglich den Ärzten und dem Direktor übergibt.

Hätte ich es nicht selbst gelesen, würde ich es nicht glauben.

Nein, ich hätte es nicht geglaubt, selbst wenn ich gewusst hätte, was ich jetzt weiß, nämlich, dass Doña Pascualas Liebe einem illustren Mann gilt, einem sehr berühmten Dominikaner. (Sie sind gar nicht so albern wie sie scheinen, die teutonischen „Tests“, denke ich, als ich mich an „den Mönch, der sich am Tisch abstützt“ erinnere, den Doña Pascuala so klar in einem der Kleckse gesehen hat.) Doña Pascuala verfolgte ihn mit ihrer Beständigkeit so lange, bis er selbst die Familie informieren musste. Und trotzdem, trotz allem, was ich jetzt weiß, denke ich noch immer, dass Doña Pascualas wahre Krankheit darin besteht.... Spanierin zu sein und kein Vermögen zu besitzen.

Ach, wäre Doña Pascuala doch nur mit einigen Millionen in London, Leningrad oder New York auf die

Welt gekommen, dann würden ihre klimakterischen Leidenschaften jetzt ohne Zweifel das Publikum in den Pariser Kabarets amüsieren, wo sie in den Armen eines Jünglings läge, der im Tanz und in der Kunst der Verführung reifer, reicher Frauen aus dem Ausland erfahren ist!

Aber Doña Pascuala ist in Spanien geboren worden; sie hat weder ein Vermögen noch liest sie Maurice Dekobra; und deswegen hat sich ihre arme Vorstellungskraft darauf beschränkt, sich einen Liebesroman mit einem berühmten Mönch auszudenken; ein Roman, dessen Endstation eine Irrenanstalt ist.

### **Zum Abschluss: Die Entlassung**

Eine Unterredung? Herr Doktor J. E., Direktor der Einrichtung, die nach ihm benannt ist (besser gesagt nach seinem Vater, einem berühmten Arzt und Staatsmann, der sie vor etwa fünfzig Jahren gründete), verwehrt sich niemals dieser Art von Gesuchen seitens seiner Patientinnen.

Und Gott weiß, dass dafür ein gehöriges Maß an Geduld erforderlich ist!

Nachdem der Direktor das Gespräch gewährt hat, begeben sich feierlich zu seinem Büro. Begleitet werde ich natürlich von meiner Krankenschwester; doch indem ich den vertraulichen Charakter der Angelegenheit anführe, bekomme ich die Erlaubnis, sie

vor der Tür warten zu lassen, um mit dem Direktor unter vier Augen zu sprechen.

Als ich ihm in demselben Sessel gegenüber sitze, in dem er und ein anderer Arzt mich vor wenigen Wochen so sehr mit ihren Fragen gequält haben, beginne ich:

– Don J., ich habe Sie alle betrogen. Ich..., Don J., ich... ich bin nicht wahnsinnig.“

Diese Enthüllung verblüfft ihn nicht; er ist nicht empört, ja nicht einmal überrascht; er bleibt ungerührt. Und durch die Brille sehe ich in seinen Augen ein sanftes Licht aufleuchten, das jedoch ausdrucksstark genug ist, um es sofort zu verstehen.

Don J. denkt (und er kommt nicht umhin, leicht amüsiert zu sein): „Ach was! Wie alle.“ Ich hatte schon den Eindruck, dass die lange braucht, um sich zu öffnen.“

Ein wenig verunsichert versuche ich zu erklären:

– Sie werden jetzt fragen, warum ich hierher gekommen bin, richtig? Nun, es ist so, dass ich beobachten, recherchieren wollte... Ich bin nämlich Schriftstellerin... Journalistin...

Väterlich fragt der Direktor freundlich nach:

– Was Sie nicht sagen! Und für welche Zeitungen schreiben Sie?

Mir fällt ein, dass er mich ja nur bei meinem richtigen Namen kennt und es keinen Grund gibt, diesen mit meinem Pseudonym in Verbindung zu bringen.

– Richtig! Wie zerstreut ich doch bin! Dass ich daran nicht früher gedacht habe! Aber gleich werden Sie sehen; hier ist mein Ausweis...

Aber nein: Dieser Ausweis, von dem ich mich normalerweise nie trenne und den ich jetzt in meiner Tasche suche, ist dort nicht; ich wollte ihn ja unter gar keinen Umständen in die Anstalt mitnehmen.

In diesem Moment habe ich keinen einzigen Beweis für die Motive, die mich wirklich hierher gebracht haben, wohingegen jedes einzelne meiner Worte einen weiteren Beweis für die Berechtigung meiner Einweisung zu liefern scheint.

Und die Situation wirkt auf mich so komisch, dass ich mich nicht zurückhalten kann und vor dem Direktor in einen Lachanfall ausbreche, der mich mit einer Mischung aus Ernst und ein wenig Mitleid betrachtet.  
(...)

---

<sup>1</sup> Das „Dauerbad“ beschreibt Donato an einer früheren Stelle ihrer Reportage ausführlicher. Dabei handelte es sich um eine Behandlungsmethode, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „humane“ Therapie zur Beruhigung von Patientinnen und Patienten eingeführt wurde, bei der man sie über mehrere Stunden täglich in warmem Wasser festhielt.

Donato, Magda: Un mes entre las locas. La vida en un manicomio de mujeres, in: dies., *Reportajes*, herausgegeben von Margherita Bernard, Sevilla: Renacimiento, 2009 [1932], S. 69-135.